

## Alsdorf in der NS-Zeit

### Nachwort

aus: Jahresblätter des Alsdorfer Geschichtsvereins  
herausgegeben vom Alsdorfer Geschichtsverein - 2002  
Artikel von: Dr. Franz Schneider, Alsdorf  
für das Internet aufbereitet von Peter Dzinga 2002 / 2010

Unser Vater war seit dem 26. Juni 1945 wieder in Alsdorf. Mutter kam mit uns drei Kindern und unserer Tante ein oder zwei Tage später in Alsdorf an. Unsere Mutter hatte es in Österreich nicht mehr ausgehalten. Das lag nicht an Österreich. Es war die Heimat, die zog. Drei Tage hielten wir uns in Salzburg in der Franz-Joseph Kaserne auf, die als Sammellager für die nächsten Transporte diente. Der Heimtransport erfolgte in offenen Eisenbahnwagen oder in geschlossenen Waggonen. Zehn Tage etwa dauerte die Fahrt quer durch Deutschland. Trümmer, zerstörte Bahnhöfe, liegengeliebene Züge. Die Fahrt wurde immer wieder unterbrochen. Die Gleise waren zerstört. Längere Aufenthalte wurden genutzt, neben dem Gleis ein Feuer zu machen, um irgendetwas zu kochen, irgendetwas, was gerade noch da war. Kurze Weiterfahrt. So ging es weit über eine Woche, bis wir in Stolberg ankamen. Ende! Mutter und Tante waren auch am Ende. Wardener Bürger, die mit einem dreirädrigen „Milchtransporter“ angekommen waren, um Angehörige abzuholen, nahmen uns mit und brachten uns weiter bis nach Alsdorf. Heimat! Vater! Familie! Ich vergesse nicht die Eheleute Johann und Helene Pohen, die neben unserem elterlichen Haus ihren landwirtschaftlichen Hof betrieben. Für die erste Zeit nach der Rückkehr verdanken wir ihnen viele materielle Hilfen durch Nahrungsmittel.

Für andere waren wir aber „Nazipack“. Vielleicht hatten manche dieser Leute gar nicht mehr mit unserer Rückkehr gerechnet; jedenfalls war unser Haus praktisch leer geräumt. Alles war gewiß nur „sichergestellt“. Daß die freiwillige Rückgabe dann vergessen wurde, lag wahrscheinlich nur an den Umständen. Aber wir waren das „Nazipack“. So wurden wir auf der Straße beschimpft. Unsere Eltern begriffen den Zusammenhang für diese Gehässigkeit. Wir Kinder spürten nur die Gehässigkeit. Was war eigentlich geschehen?

1926 war unser Vater aus seiner österreichischen Heimat in das Reichsgebiet gekommen, weil er sich hier bessere Chancen erhofft hatte, einen Arbeitsplatz zu finden. Über Offenbach am Main und Aachen kam er nach Alsdorf und fand 1927 in der Fleischerei Hubert Meertens eine feste Anstellung als „Blockgeselle“. Vornehmlich war er im Ladenlokal und bediente die Kunden der Fleischabteilung. Bald kannte er jeden, bald kannte ihn jeder. 1934 hat er mit seiner Ehefrau Gertrud geb. Nießen das Haus Hindenburgstraße 68 gebaut und brauchte nun die Genehmigung, eine eigene Fleischerei zu eröffnen. Er brauchte aber nicht nur die Genehmigung. Für die Genehmigung brauchte er die Empfehlung der Partei. Für die Empfehlung forderte die Partei die Mitgliedschaft. Da half es nicht, daß Hitler auch einmal die österreichische Staatsangehörigkeit besessen hatte. Das galt als Sentimentalität. Der Anspruch auf das Überleben war aber keine Sentimentalität. Vater wurde Mitglied der Partei. In der Partei wurde er Blockhelfer mit der Aufgabe, in der Hindenburgstraße die Parteibeiträge einzusammeln. Diesen Auftrag gab er an unseren älteren Bruder Fred weiter, als der in der Lage war, eine Reichsmark von zwei Reichsmark zu unterscheiden. Schnell geriet Vater in ein parteipolitisches Zwielicht, als er an einem

Tag beim Vorbeimarsch der Formationen aus Neugier auf die Straße gekommen war, aber vor der Standarte nicht salutierte. Nahe bei ihm stand ein Polizist mit festem Tschako, also mit einem engen Helm auf dem Schädel. Seiner Aufforderung: „Grüßen Sie die Fahne!“ begegnete Vater mit der Bemerkung: „Du Preßkopf“. Die Folge war ein Ermittlungsverfahren bei der Aachener Staatsanwaltschaft wegen „Majestätsbeleidigung“, um es spöttisch auszudrücken. Vaters Glück war, daß gerade im Augenblick dieses kurzen Wortwechsels der Lehrling auf die Straße gekommen war. Vater rechtfertigte sich mit der Aussage, er habe gar nicht den Polizisten angesprochen, sondern lediglich dem Lehrling zugerufen, er solle nach dem Preßkopf schauen, der hinten im Betrieb „in der Mache war“. Mangels Beweises wurde das Verfahren eingestellt. Aber ein „schwarzer Punkt“ blieb in der parteipolitischen Personalakte.

Die Macht der Partei war gewaltig. Das Erscheinen bei den monatlichen Parteiversammlungen war Pflicht. Vater erschien. Jedesmal gehörte er zu denen, die auf die Frage aufzustehen hatten: „Wer gehört noch zur katholischen Kirche?“ – Die Zahl der Bekenner wurde immer kleiner. Als er einmal die Absicht äußerte, aus der Kirche auszutreten, entgegnete Mutter, in einem solchen Falle würde sie sich scheiden lassen. Vater stand weiter auf. Der „schwarze Punkt“ wurde immer größer. Kein Wunder, daß er als 52jähriger „Parteigenosse“ noch am 1. September 1944 eingezogen und nach Polen abgeordnet wurde, um dort in der Organisation Todt zu wirken, die ihre anfängliche Aufgabe, vor Ort die Kriegsvorbereitungen zu treffen, nicht mehr verwirklichen konnte und nun zur Verstärkung der Heerestruppen bestimmt war. Die Partei hatte ihn aber nicht besiegt. Über Vater leuchtete ein anderer Stern als der, der in Berlin schon längst seinen Glanz verloren hatte und bald untergehen mußte. Aber wir waren „Nazipack“.

Verständlich, daß die Besatzungsmächte Klarheit haben wollten über jede Person in ihrem neuen Herrschaftsgebiet. Zur Klassifizierung und zur „Läuterung“ wurden „Entnazifizierungsausschüsse“ eingerichtet. In diesen Ausschüssen saßen die Vertreter des ehemaligen Zentrums, die Kommunisten, die Sozialisten. Vertreter der SPD und andere. Das „Kontrollorgan“ der Besatzer stand. Es hatte zu entscheiden. Jedes Mitglied der NSDAP wurde vernommen nach Person, nach innerer Orientierung und äußerer Verhaltensweise in der Zeit der NS-Herrschaft. Unser Vater auch. Wer war er? Nahezu alle kannten ihn. Sie waren Kunden unserer Eltern gewesen. Sie hatten gemeinsam am Stammtisch gesessen, gekartet, sich auf den Sportplätzen getroffen usw. Jetzt gab das Gesetz denen Gewalt und Macht, die zwölf Jahre lang entmachtet waren. Vater mußte mit zwei weiteren Alsdorfer Geschäftsleuten an der Bahnstrecke Mariadorf-Stolberg alle liegengeliebene Munition suchen, auf einen Handkarren legen und in ein Sammeldepot schaffen. Tagelang ging das so. Wir wußten nicht, ob er am Abend gesund oder überhaupt wieder nach Hause käme. Sein Stern begleitete ihn. Er kam. Diesem „Nazi“ mußte die „Sühnebescheinigung“ erteilt werden. Er war „entnazifiziert“. Er war für diese Behörde „geläutert“.

1946 brauchte Vater die Genehmigung, seine Fleischerei wieder zu eröffnen. Eine andere Amtsstelle war nun zuständig. Dort saßen manche, die unsere Eltern seit vielen Jahren kannten. Auch waren viele langjährige Kunden unter ihnen. Aber: ein Rollenwechsel wie 1932/1933. „Macht“ war das Losungswort. Macht mußte gezeigt werden. Vater mußte 60 Unterschriften von früheren Kunden beibringen, die bestätigten, daß sie während der NS-Zeit von den Eltern ordnungsgemäß bedient, parteipolitisch nicht bedrängt oder beeinflusst worden waren. Vater lehnte es ab, sich so demütigen zu lassen. Mutter sah aus wirtschaft-

lichen Gesichtspunkten die Notwendigkeit, in dieser „befreiten Zeit“ schon wieder die Wirbelsäule nach unten zu beugen. Sie ging. Schon nach den ersten Anfragen „ob“ nahmen ihr alte Kunden Blätter aus dem Notizblock – übrigens einem damals höchst wertvollen Gegenstand – suchten selbst bekannte Kunden „der Schneider“ auf und schafften so gemeinsam mit Mutter weit mehr als 60 Bestätigungen. Mehr Macht hatte die Macht gegen Vater nicht. Die Genehmigung wurde erteilt. Zwar beschränkte sich der Verkauf zunächst auf amerikanische Konserven mit „Corned beef“ und auf ähnliche „Fleischpräparate“, dann kam „Gefrierfleisch“ aus Dänemark. Aber eine erste Grundlage war geschaffen trotz all der Widerwärtigkeiten in dieser frühen Zeit der „neuen Freiheit“, die dem „Nazipack“ begegneten.